

NO Morton Rhue
place,
no
home

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katarina Ganslandt

Ravensburger Buchverlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



1 2 3 4 16 15 14 13

Text copyright © 2013 by Todd Strasser
Published by arrangement with Todd Strasser
© der deutschsprachigen Ausgabe
2013 Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH
Die Zitate stammen aus John Steinbeck: Früchte des Zorns.
Aus dem Amerikanischen von Klaus Lambrecht
© Paul Zsolnay Verlag, Wien 1992
Umschlaggestaltung: Dirk Lieb unter Verwendung eines Fotos
von plainpicture/Westend 61
Lektorat: Petra Deistler-Kaufmann

Printed in Germany

ISBN 978-3-473-40100-0

www.ravensburger.de

Erster Teil

3

Wir verbrachten den Rest des Nachmittags im Studio, während Buzzuka Joe ein paar neue Raps einspielte. Als wir wieder nach Average zurückfuhren, war es schon dunkel.

»Kommt ihr später auch noch zu Tory?«, wollte Noah wissen. Tory Sanchez war seine Freundin.

»Wir müssen vorher noch zu einer von Talias Reitfreundinnen«, brummte ich. »Sie hat heute Geburtstag.«

»Warum geht Talia nicht alleine hin und kommt später zu Tory nach?«

Ich seufzte übertrieben. »Weil wir ein Paar sind und Paare *immer* alles zusammen machen?«

Er lachte. »Olivia würde dich garantiert nicht zwingen, auf langweilige Pferdepartys zu gehen.«

Mein heldenhafter Einsatz für Oscar hatte Olivia ziemlich beeindruckt. Sie war im Studio die ganze Zeit um mich herumgetänzelt, hatte über meine Witze gelacht und mich angehimmelt. Es hatte gutgetan, mir ein bisschen mein Ego streicheln zu lassen, aber das änderte nichts daran, dass ich mit Talia zusammen war und auch wollte, dass das so blieb.

Wobei ich nicht leugnen konnte, dass ich mit ihren Freundinnen vom Dressurreiten nicht wirklich viel anfangen konnte. Die Mädchen waren alle nett, aber sie lebten einfach in einer völlig anderen Welt als ich. Ich wusste nie, was ich sagen sollte, wenn sie über ihre Privatschulen, Country Clubs und Luxusurlaube in der Karibik redeten. Natürlich war das – bis auf die Privatschule – auch Talias Welt und zu einem gewissen Grad auch die von Noah und Tory,

aber mit ihnen war es trotzdem etwas anderes, weil wir uns alle schon seit der Grundschule kannten.

Als Noah in meine Straße einbog, bemerkte ich sofort den Umzugstransporter, der rückwärts in unserer Einfahrt stand. Meine Laune sackte schneller in den Keller, als ein perfekt geworfener Two-Seam-Fastball auf dem Boden aufschlägt.

Noah hielt am Straßenrand, warf einen Blick auf den Transporter, sagte aber nichts. Ich war mir ziemlich sicher, dass er wusste, was er zu bedeuten hatte, auch wenn ich nie mit ihm über unsere finanzielle Situation gesprochen hatte.

Dabei redeten wir sonst eigentlich über alles.

»Sehen wir uns später noch?«, fragte er.

Ich nickte, stieg aus und ging die Einfahrt hinauf. Sobald die Rücklichter von Noahs Wagen in der Dunkelheit verschwunden waren, blieb ich stehen. In mir stieg ein dumpfes Gefühl der Angst auf, das mir die Luft nahm. Natürlich hatte ich gewusst, dass dieser Tag früher oder später kommen würde, aber irgendwie hatte ich mich an die Hoffnung geklammert, er würde eher später kommen.

Sehr viel später.

Im besten Fall so spät, dass ich bis dahin gar nicht mehr am Leben war.

Aber jetzt war er da, und mir war klar, dass ich dem, was als Nächstes kommen würde, ins Auge sehen musste.

Und dass es extrem scheiße werden würde.

Im Hausflur stapelten sich Umzugskartons.

»Dan? Bist du das?«, hörte ich Dad aus der Küche rufen.

»Ja.«

»Gut. Du kommst gerade rechtzeitig zum letzten Abendmahl.«
Sehr witzig.

Meine Eltern saßen auf Campingstühlen an einem Klapptisch und aßen Gemüsesuppe. Auf dem Boden standen mehrere offene Kartons, in denen Pfannen, Töpfe und Geschirr verpackt waren.

»Das war's also, ja? Ist das jetzt das Ende?«, fragte ich düster und setzte mich an den Tisch. Mom ging zum Herd, füllte mir einen Teller mit Suppe und gab noch ein paar Stücke gekochtes Rindfleisch dazu. Meine Eltern waren beide Vegetarier, akzeptierten aber, dass ich als Leistungssportler nicht auf tierische Proteine verzichten wollte.

»*This is the end ... bumm, bumm, bumm ... beautiful friend, the end*«, sang mein Vater den Song von den Doors und zwinkerte mir zu, als wäre alles halb so schlimm.

»Ich betrachte es lieber als Neuanfang«, meinte Mom.

Ich schüttelte den Kopf. »Schwer zu glauben.«

»Das musst du auch nicht«, sagte Dad. »Betrachte es als vorübergehenden Rückschlag, Dan. Wir kriegen das schon wieder in den Griff. Wart's ab.«

»Immerhin haben wir noch unsere Gesundheit«, warf Mom ein.

»Ach ja, hab ich ganz vergessen. Dann ist ja alles bestens«, sagte ich. Als wäre es nicht weiter tragisch, sein Haus zu verlieren, solange man nicht im Rollstuhl saß.

Meine Eltern waren beide schon länger arbeitslos. Mom hatte viele Jahre als Portfoliomanagerin gearbeitet, aber dann war die Vermögensverwaltung, bei der sie angestellt gewesen war, pleitegegangen. Nachdem sie fast vier Jahre ohne Erfolg eine neue Stelle gesucht

hatte, die ihrer Qualifikation entsprach, hatte sie es irgendwann aufgegeben. Je länger man arbeitslos war, hatte sie mir erklärt, desto weniger glaubten einem die Leute, dass man seinen Job gut gemacht hatte. Die anhaltende Entlassungswelle in der Finanzbranche half auch nicht gerade.

Meine Eltern kürzten unsere Ausgaben an allen Ecken und Enden, und eine Zeit lang gelang es uns, mit ihren Ersparnissen und dem Gehalt meines Vaters einigermaßen über die Runden zu kommen. Er arbeitete damals noch in Burlington als Sportbetreuer für ein von der Stadt finanziertes Sozialprojekt, das Jugendliche aus Problembezirken durch ein breites Sportangebot von der Straße holen wollte. Aber auch die Stadt hatte Schulden und musste sparen. Irgendwann wurde das Projekt eingestellt und Dad verlor seinen Job. Ab da war dann ziemlich schnell klar, dass meine Eltern es auf Dauer nicht schaffen würden, den Kredit für unser Haus abzuzahlen und genug Geld für alle anderen Ausgaben übrig zu behalten. Die Bank drohte uns schon lange mit einer Zwangsversteigerung – und jetzt war es also so weit. Sie nahmen uns unser Zuhause weg, um es an jemand anderen zu verkaufen.

»Bis wann müssen wir draußen sein?«, fragte ich und kostete von der Suppe. Mom hatte das Gemüse selbst in unserem Garten gezogen.

»Der Räumungstermin ist Montagmorgen um sieben.«

Da wir schon seit Monaten wussten, dass dieser Tag kommen würde, hatten meine Eltern einen Teil unserer Möbel bereits verkauft und für die Sachen, an denen ihr Herz hing, einen Lagerraum angemietet, sodass ohnehin nur noch das Allernötigste hier im Haus war. Übers Wochenende würden wir also auch noch

diesen kläglichen Rest zusammenpacken und von hier fortgehen. Zum Glück wussten wir schon, wohin.

Nach dem Abendessen ging ich nach oben in mein Zimmer, setzte mich aufs Bett und sah mich um. Viel war nicht mehr da: ein paar Trophäen, auf die ich besonders stolz war, der Ball, mit dem ich den ersten und bislang einzigen Shutout meines Lebens geworfen hatte, Fotos von meinem Team, mein erster Baseballhandschuh ... Kurz dachte ich daran, die Zeit zu nutzen, um die Sachen in einen Karton zu packen, brachte es dann aber doch nicht über mich. Ich konnte und wollte mir mein Zimmer nicht ohne diese Erinnerungsstücke vorstellen, noch nicht einmal für ein einziges Wochenende. Ich wollte es so lange wie möglich in einem Zustand lassen, in dem ich mir einbilden konnte, es würde immer so bleiben. Alles andere war einfach zu deprimierend.

Statt weiter vor mich hin zu grübeln, duschte ich und zog mich um. Bevor ich nach draußen ging, steckte ich eines von den beiden Handys ein, die in der Küche lagen und die ich mir mit meinen Eltern teilte. Der Vertrag von meinem war längst gekündigt.

Vor dem Haus wartete Talia in ihrem BMW Cabrio auf mich.

»Wir bleiben aber nicht so lange bei Carrie, oder?«, fragte ich, als ich einstieg.

Talia startete den Motor und verdrehte die Augen. »Keine Angst, ich werde dich nicht länger als notwendig von deinem geliebten Noah trennen.«

Im Seitenspiegel sah ich, wie unser Haus immer kleiner wurde und schließlich von der Dunkelheit verschluckt wurde. Beim Einzug war ich erst zwei Jahre alt gewesen, weshalb ich mich nicht

daran erinnern konnte, jemals woanders gewohnt zu haben. Im Garten hatte ich Dad meine ersten Bälle zugeworfen und in der Einfahrt Fahrradfahren gelernt. Weihnachten hatte immer ein riesiger, bunt geschmückter Baum im Wohnzimmer gestanden.

Wie lange es wohl dauern würde, bis eine andere Familie in das Haus einzog und es so sein würde, als hätten wir hier nie gelebt?

»Denk bitte noch mal drüber nach, ob du nicht doch mit uns nach Hilton Head kommen willst«, riss Talia mich aus meinen Gedanken. »Es war so schön, als wir im Sommer dort waren, findest du nicht?«

»Es war der Hammer«, sagte ich matt. Talias Eltern hatten ein Ferienhaus gemietet und mich eingeladen, mitzukommen. Der Urlaub war wahrscheinlich einer der schönsten meines Lebens gewesen: traumhafte Strände, Touren mit dem Segelboot, köstlicher, fangfrischer Fisch und Meeresfrüchte zum Abendessen. Ich hatte im Luxus geschwelgt und es gleichzeitig auch irgendwie merkwürdig gefunden, einen Urlaub zu machen, den sich meine Familie niemals würde leisten können. »Es ist echt wahnsinnig nett von deinen Eltern, dass sie mich wieder einladen wollen, Tal, aber ... ich kann wirklich nicht mit.«

Sie presste die Lippen aufeinander und schwieg.

Ich hatte zwar mit ihr genauso wenig über die zunehmend schwierige finanzielle Situation meiner Eltern gesprochen wie mit Noah, aber Talia war nicht blöd. Natürlich hatte sie mitbekommen, dass es bei uns nicht zum Besten stand. Sie gab sich große Mühe, mich nicht spüren zu lassen, wie viel mehr Geld sie hatte als ich, allerdings fragte ich mich manchmal auch, wo die Grenze zwischen Mitgefühl und Mitleid lag.

Talia hielt vor einem Supermarkt und sprang aus dem Wagen. »Bin gleich wieder da«, rief sie, was bei ihr so viel hieß wie: *Du wartest hier, während ich Sachen für die Party besorge!*

Kurz darauf kehrte sie mit zwei prall gefüllten Tüten zurück, in denen mehrere Flaschen Cola Light, Mountain Dew und diverse Chips und Süßigkeiten steckten.

Als wir bei Carrie ankamen, griff ich nach den Tüten und trug sie ins Haus, als wäre ich derjenige gewesen, der alles bezahlt hatte.

4

Das Wochenende verbrachte ich wie auf Autopilot. Ich versuchte, möglichst über nichts nachzudenken, während ich trainierte, meine Hausaufgaben erledigte, Mom half, das letzte Gemüse im Garten zu ernten, und irgendwann dann doch meine Sachen in Umzugskartons packte.

Als ich Talia am Sonntagabend anrief und ihr erzählte, dass wir für einige Zeit zum Bruder meiner Mutter ziehen würden, fragte sie nur erschrocken, ob meine Eltern vorhätten, aus Average wegzugehen. Ich versprach ihr, dass wir ganz bestimmt hierbleiben würden, und wechselte dann schnell das Thema.

Die ganze Zeit über hatte ich mich an den Wunschtraum geklammert, dass irgendetwas Unerwartetes passieren würde und wir unser Haus doch nicht verlieren oder ein anderes finden würden, das genauso schön sein würde.

Ein bisschen war es dann auch so, als würde mein Traum

ihre Art, mit Problemen umzugehen, nicht meine. »Okay, soll ich dir mal ganz ehrlich sagen, wie ich es sehe? Ja, ich mache mir Sorgen. Aber nicht nur wegen meinen Freunden, sondern wegen *allen* Leuten, die uns kennen. Weil ich nämlich ganz genau weiß, was die denken werden, Mom. Die werden denken, dass wir Versager sind.«

»Den Leuten, die wirklich deine Freunde sind, wird es völlig egal sein, wo du wohnst«, entgegnete Mom. »Überleg doch mal. Haben wir jemals eine Entscheidung getroffen, die nicht gut für dich war?«

Frustriert lehnte ich mich ins Polster zurück und schwieg. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal so unglücklich gewesen war. Bis ich zwölf oder dreizehn gewesen war, hatten meine Eltern in allen wichtigen Angelegenheiten für mich entschieden. Aber seit ich älter war, überließen sie die meisten Entscheidungen mir oder wir besprachen uns und beschlossen dann gemeinsam. Bisher war es noch nie vorgekommen, dass sie etwas entschieden hatten, das mir so sehr gegen den Strich ging wie dieser Schritt ins gesellschaftliche Aus.

11

Am Sonntag stand ich früh auf, weil ich mit Rons Nachbarn ausgemacht hatte, dass ich ihm weiter auf seinem Grundstück helfen würde. Als ich mir im Bad verschlafen die Zähne putzte, sah ich durchs Fenster Mom und Ron über den Rasen schlendern. Das

war eindeutig ein Gespräch unter vier Augen, und ich konnte mir denken, worüber sie redeten

Während ich die beiden beobachtete, versuchte ich zu verstehen, was in Mom vor sich ging. Wie konnte es sein, dass ein Zeltlager für Obdachlose positivere Energie für sie ausstrahlte als ein großes Haus wie dieses hier mit eigenem Swimmingpool und Tennisplatz? Andererseits ... wenn ich ganz ehrlich war, hatte ich auch etwas davon gespürt. Vielleicht lag es daran, dass dieser Aubrey so viel Begeisterung und Optimismus verströmte. Von beidem bekam man im Haushalt von Onkel Ron definitiv nichts ab.

Trotzdem war es für mich absolut undenkbar, in Dignityville zu leben. Dieser Hobbykeller war sicher kein gemütliches Zuhause, aber immer noch hundertmal besser als ein Zelt.

Auch wenn ich nicht hörte, was meine Mutter mit Onkel Ron beredete, glaubte ich an seiner Körpersprache zu erkennen, dass er nichts von ihrem Plan hielt. Das überraschte mich. Natürlich hatte ich nicht erwartet, dass er unserem Auszug begeistert zustimmen würde, aber ich hätte doch geglaubt, er wäre insgeheim erleichtert, uns (oder zumindest Dad) loszuwerden. Was ich sah, wirkte allerdings ganz und gar nicht so, als wäre sein Protest nur gespielt. Er schien aufrichtig entsetzt und schüttelte immer wieder den Kopf.

Ja, Onkel Ron! Rede es ihr aus!, feuerte ich ihn stumm an. *Überzeug sie davon, hierzubleiben!*

Irgendwann berührte Mom ihren Bruder am Arm und sagte etwas, dem er wohl nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Ron ließ den Kopf hängen und Mom umarmte ihn. Ich konnte mir ziemlich gut vorstellen, was sie zu ihm sagte: »Ich finde es sehr großzügig

von dir, dass du uns weiter bei dir wohnen lassen willst, aber die Entscheidung ist gefallen. Und ganz egal, was ist, du bist mein Bruder und ich werde dich immer lieben.«

Verdammte Scheiße ...

Am frühen Abend parkten wir wieder am Straßenrand gegenüber vom Osborne Park. Diesmal war unser Wagen bis oben hin mit Klamotten, Campingsachen und Vorräten bepackt. Das Einzige, was uns jetzt noch von den Joads aus *Früchte des Zorns* unterschied, war die Tatsache, dass sie einen klapprigen Hudson Pick-up gefahren hatten und wir einen klapprigen alten Subaru.

Mom drehte sich zu mir um. »Bist du so weit?«

»Nein.«

»Wir müssen das nicht gleich heute machen«, meinte Dad, nachdem er einen kurzen Blick mit Mom gewechselt hatte. »Wir haben noch genug Geld, um ein paar Nächte in einem Motel zu schlafen. Das Problem ist bloß: Früher oder später bleibt uns nichts anderes übrig, als doch hierher zurückzukehren, nur dass wir dann komplett pleite sind.«

Meine Mutter legte mir eine Hand aufs Knie. »Ich weiß, wie schwer das für dich ist, Schatz«, sagte sie. »Aber ich würde mir wünschen, dass du der Idee wenigstens eine Chance gibst. Wenn du in ein oder zwei Wochen immer noch der gleichen Meinung bist und es hier unerträglich findest, versuchen wir, eine andere Lösung zu finden. Versprochen.«

Ich stöhnte gequält auf. »Ganz im Ernst, Mom. Warum soll ich es überhaupt ausprobieren? Ich weiß auch so, dass ich es scheiße finden werde.«

»Ich bitte dich nur, es wenigstens auf einen Versuch ankommen zu lassen.«

Ich hätte noch tausend andere Gründe aufzählen können, wusste aber, dass es sinnlos war und Mom sich am Ende doch durchsetzen würde.

Dignityville, Platz 37. Das war also von nun an unsere Adresse. Eine rechteckige Plattform aus Holzbohlen, die etwa zwölf Zentimeter über dem Boden auf Paletten geschraubt waren. Weil Aubrey nicht da war, erklärte uns Wayne alles Notwendige. Er war ein dürrer, ziemlich verlebt aussehender Typ mit grau meliertem Pferdeschwanz, der sich eine rote Bandana um den Kopf gebunden hatte. »Viele Regeln gibt es nicht, die ihr bei uns beachten müsst«, sagte er, während er uns half, das Zelt auf der Plattform aufzubauen. »Ihr habt ja das Schild am Eingang gesehen. Musik oder laute Unterhaltungen nach neun Uhr abends sind verboten. Es gibt hier Leute, die müssen morgens früh raus, um zur Arbeit zu gehen. Aubrey hat euch sicher gesagt, dass ihr bei uns jeden Tag ein warmes Abendessen bekommt. Um Frühstück und Mittagessen müsst ihr euch selbst kümmern.«

»Wie machen das die anderen?«, erkundigte sich mein Vater.

»Ein paar Leute brutzeln sich auf Gaskochern selbst was zusammen, andere gehen zu Subway oder holen sich was vom Imbiss. Wer gar kein Geld hat, geht in die Suppenküche. Lebensmittel kann man sich kostenlos von der Tafel besorgen. Wenn ihr euch hier was zu essen macht, vergesst nicht, euren Müll zu trennen, wie ihr es zu Hause bestimmt auch getan habt. Die Tonnen stehen hinter dem Gemeinschaftszelt. Ach so, hier hab ich noch was für euch ...« Er gab jedem von uns ein kleines Heftchen mit Bus-

tickets. »Zwei Gratisfahrten pro Tag zum Arbeitsplatz, für Behördengänge oder Arztbesuche. Und denkt bitte dran, euch nachher in die Liste für den Küchen- und Aufräumdienst einzutragen. Jeder Bewohner hat einen Einsatz pro Woche. Natürlich könnt ihr gern auch öfter helfen. Tja, das war eigentlich auch schon alles. Dann wünsche ich euch eine gute erste Nacht hier«, verabschiedete Wayne sich und ging.

Ich hatte die ganze Zeit über kaum ein Wort gesagt. Wahrscheinlich stand ich unter Schock. Wie war es möglich, dass es so weit gekommen war? Meine Eltern hatten beide studiert, sie hatten jahrelang gearbeitet, wir hatten ein Haus gehabt ... so etwas wie das hier war in unserem Lebensplan nicht vorgesehen gewesen.

Während ich wie gelähmt dasaß, rollten Mom und Dad ihre Isomatten und Schlafsäcke aus und begannen die Taschen und Tüten auszupacken. Früher waren wir in den Ferien öfter campen gewesen und besaßen deshalb eine komplette Ausrüstung, aber die Sachen waren so lange nicht mehr benutzt worden, dass sie unangenehm modrig rochen.

»Lass dir ruhig Zeit, Dan«, sagte Dad irgendwann, als ich immer noch keine Anstalten machte, mich einzurichten.

Ich verdrehte nur die Augen.

Unser Zelt stank zwar nach Keller, aber es war ziemlich geräumig, sodass es genug Platz gab, um Plastikregale aufzustellen und Aufbewahrungsboxen zu stapeln, in denen wir unsere Kleidung und anderen Besitztümer verstauen konnten. »Wahrscheinlich wäre es besser, die wertvollen Sachen nicht einfach so offen rumliegen zu lassen«, sagte Dad und blickte sich um.

»Meinen Laptop zum Beispiel?«, fragte ich.

»Den könntest du unter deiner dreckigen Unterwäsche verstecken.«

»Ha, ha, tolle Idee, Dad. Aber mal im Ernst, wo sollen wir unsere Klamotten eigentlich waschen?«

»Ein paar Straßen weiter ist ein Waschsalon«, sagte Mom.

Ich erinnerte mich daran, wie ich Meg vor ein paar Wochen mit einem Korb voller Wäsche gesehen hatte. Das nächste Mal würde ich wohl mit ihr zusammen dort hingehen. Ich griff seufzend nach meinem Schlafsack und rollte ihn in einer Ecke aus. Es hatte keinen Zweck, sich etwas vorzumachen. Wir wohnten jetzt hier. Und ich konnte nichts daran ändern.

Jedenfalls im Moment nicht.

»So«, sagte Mom, nachdem wir uns fertig eingerichtet hatten.

»Wollen wir noch eine kleine Runde drehen?«

Dad und ich sahen uns an. Ich spürte genau, dass er sich allein Mom zuliebe nicht anmerken ließ, dass er alles andere als begeistert von unserem neuen Zuhause war.

»Jetzt zieht nicht solche Gesichter«, sagte Mom. »Denkt immer an das, was Aubrey gesagt hat, und betrachtet das hier nicht als Abstellgleis für Verzweifelte, die keine andere Wahl haben, sondern als Modellprojekt. Stellt euch vor, dass es eines Tages Hunderte von Dignityvilles im ganzen Land geben wird und dass sich die unterschiedlichsten Menschen für diese Form des Zusammenlebens entscheiden werden. Nicht, weil sie es *müssen*, sondern weil sie es *wollen*.«

Ich krümmte mich innerlich. Mom hörte sich an, als wäre sie Aubreys Pressesprecherin. Dad legte einen Arm um ihre Taille

und drückte sie an sich. »Du hast Recht.« Dann sah er mich an.
»Kommst du mit?«

»Kann leider nicht. Ich muss dringend noch was für die Schule lesen.«

»Hier drin verdirbst du dir aber die Augen«, sagte Mom. »Setz dich doch lieber ins große Zelt, da ist es heller.«

Ganz sicher nicht.

»Nein, nein, geht schon.«

Dad schaltete die LED-Laterne auf dem Klapptisch an. »Besser so?«

»Super. Danke.«

»Dann bis nachher«, verabschiedete Mom sich in einem aufgesetzten, betont fröhlichen Ton.

Sobald ich allein war, ließ ich mich in einen der Campingstühle fallen und stöhnte laut auf. Das Zelt war zwar relativ geräumig, aber immer noch viel kleiner als mein altes Zimmer und wirkte durch die abgeschrägten Wände noch beengter. Und natürlich drangen von draußen immer wieder die Stimmen der Leute herein, die vorbeingingen.

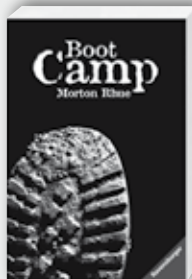
Mom hatte mir versprochen, dass wir uns eine andere Lösung überlegen würden, wenn ich es hier in ein, zwei Wochen immer noch unerträglich fand.

Ich konnte es kaum erwarten.

Ravensburger Bücher



ISBN 978-3-473-58212-9



ISBN 978-3-473-58255-6



ISBN 978-3-473-58008-8



ISBN 978-3-473-58377-5



ISBN 978-3-473-58355-3



ISBN 978-3-473-58172-6



ISBN 978-3-473-58381-2



ISBN 978-3-473-35336-1



ISBN 978-3-473-58452-9